

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927**

267 (16.11.1927) Badische Kultur und Geschichte

# Badische Kultur und Geschichte

Nr. 46

Beilage zur Karlsruher Zeitung, Badischer Staatsanzeiger Nr. 267

16. November 1927

## Karoline Bauer

Von M. Bloch, Darmstadt

Die doppelte Bedeutung Karoline Bauers als zur Zeit ihrer Jugend vielgefeierte Bühnenkünstlerin und spätere, um die Geschichte des deutschen Theaters zu Anfang des 19. Jahrhunderts hochverdiente Memoirenschreiberin rechtfertigt wohl den Versuch, das Andenken an sie nach der 50. Wiederkehr ihres Todestages (18. Okt.) wachzurufen. Ganz abgesehen davon, daß eine Skizze ihres an ungewöhnlichen, ja romanhaft zu nennenden Schicksalsfügungen überreichen Lebens schon an und für sich des allgemeinen Interesses sicher sein dürfte. Ihre Schilderung dieses Lebensganges liegt in fünf starken Bänden vor. Die drei ersten, zu Lebzeiten der Verfasserin erschienenen, enthalten ihre zuvor schon in „Über Land und Meer“ zum Abdruck gelangten Erinnerungen „Aus meinem Bühnenleben“ und „Komödiantenfahrten“. Die beiden letzten, erst nach ihrem Tode veröffentlichten, Briefe von ihrer Hand, sowie ihre hochinteressanten „Memoiren aus dem intimen Leben“.

Karoline war am 29. März 1807 zu Bruchsal geboren als Tochter eines Rittmeisters, der zwei Jahre später bei Hspem fiel. Ihre Mutter entstammte der hochangesehenen Familie Stodmar in Koburg. Die mehr als beschreibenden Verhältnisse, unter denen Karoline zu Karlsruhe aufwuchs, rechtfertigten den Entschluß, ihre früh zutage tretende Begabung für die Bühne zu verwerten. Noch nicht 16 Jahre alt, trat sie unter lebhaftem Beifall am dortigen Hoftheater in einer kleinen Rolle auf. Ihm gehörte sie von da ab drei Jahre über als zweite Liebhaberin an. Angesichts der Unmöglichkeit, neben der gefeierten Amalie Neumann, späteren Sänglerin, ins erste Fach zu gelangen, folgte sie alsdann einem Rufe nach Berlin an das neugegründete Theater der Königsstadt, das sie aber schon nach einem Jahre mit der königlichen Bühne vertauschte. An dieser entwickelte sich ihr Talent im Zusammenspiel mit den Kollegen Pius Alexander und Amalia Wolff, Rebenstein, Ludwig Devrient, Louise v. Holtei, Charlotte v. Sagan zu ungewöhnlicher Vielfältigkeit. So spielte sie z. B. in Minna v. Barnhelm abwechselnd und mit gleichem Beifall die Rolle der ersten Titelheldin und die der ausgelassenen Franziska. Das feine Lustspiel wie das sogenannte Konversationsstück bildeten ihr eigentliches Element, während ihr eine seltene musikalische Begabung selbst das Auftreten in damals beliebten Singpielen erlaubte. Die Theaterkritiken jener Zeit sowie ein ihr eigens gewidmeter Abschnitt in den „Bildern und Silhouetten“ des Leipziger Literaten Gustav Kühne würdigen eingehend ihre Bedeutung als Künstlerin. Auch in den geselligen Kreisen Berlins, deren Interesse damals in einer weber vorher noch nachher dagewesenen Weise dem Theater zugewandt war, nahm die schöne, hochbegabte Süddeutsche aus guter Familie, die noch dazu unter dem Schutze der Mutter Rittmeisterin erschien, bald eine so festbegründete Stellung ein, daß ihr selbst eine überreiche Verlobung mit einem verkappten Kammerdiener, dem es gelungen war, für kurze Zeit als „Graf Samrilow“ auch die Berliner Hofkreise zu täuschen, nicht zu schaden vermochte. Die Bilder, die sie demgemäß nach eigener Anschauung in ihren Denkwürdigkeiten aus dem Leben der preussischen Hauptstadt zur Wiedererinnerung zu bieten vermag, sind mit dem feinsten Humor und einer glücklichen Beobachtungsgabe entworfen. Einerlei, ob sie das königliche Hoflager zu Potsdam oder den weltberühmten Salon Nabel Barnhagens zum Hintergrund haben. Sie gewinnen dadurch noch an Reiz, daß sie imstande sind, eine Reihe bemerkenswerter Gestalten aus der Künstler-, der Gelehrten- und der Hofwelt jener Tage dem Auge des Lesers vorzuführen.

Drei Jahre nur währte Karolines Tätigkeit an der Berliner Hofbühne. Zwischen dieser und ihrer nächsten an der zu Petersburg liegt ein Zeitraum von 14 Monaten. Was die Mitwelt nur ahnte, bestätigt der Nachwelt der in den nachgelassenen Memoiren enthaltene Abschnitt „Verschollene Herzensgeschichten“. Karoline war, in Begleitung der treuen Mutter, dem Prinzen Leopold von Koburg, späteren ersten König der Belgier, der sie gelegentlich einer Lustspielaufführung auf dem kleinen Schloßtheater zu Potsdam zum erstenmal gesehen und sich sogleich heftig in sie verliebt hatte, nach England gefolgt und daselbst von ihm, nach einer mysteriösen Trauung als seine Gattin zur linken Hand, in einer nahe bei seinem Schlosse Claremont gelegenen Villa untergebracht worden. Die so rasch entflammte Neigung des 33jährigen Prinzen hatte sich jedoch als wenig beständig erwiesen. Und ebenso infolgedessen das Glück der Verbindung. Zumal sich auch die an den abendlichen Beifall eines vieltausendköpfigen Publikums gewöhnte Schauspielerin auf die Dauer in der Weltabgeschiedenheit eines englischen Landhauses wenig an ihrem Plaze fühlte. An diese aber sah sie sich gebunden, da der Prinz fürchten mußte, durch ein Bekanntwerden seiner zweiten Heirat die ihm nach dem Tode seiner ersten Gattin, der Prinzessin Royal Charlotte, der damaligen Anwärterin auf den britischen Thron, zugebilligte Krone zu verlieren. Die unausbleiblich gewordene

Katastrophe trat ein, als dem Prinzen die belgische Krone angeboten ward, deren Annahme für ihn als selbstverständliche Bedingung eine standesgemäße Heirat und damit zugleich die Trennung von Karoline einschloß. Sein Benehmen dieser gegenüber ließ keinen Zweifel über das Wie seiner Entscheidung Raum. Nach einigen stürmischen Auftritten verließ Karoline England, um, trotz heftigem Widerstreben des Prinzen, zur Bühne zurückzukehren. Nach drei ruhmreichen, zu Petersburg als russische Hofschauspielerin verbrachten Jahren, trieb sie das Heimweh nach Deutschland zurück. Ausgedehnten Gastspielen folgte ein Engagement an die Dresdener Hofbühne. Nun stand sie auf der Höhe ihrer künstlerischen Entwicklung. Und das um so mehr, nachdem sie sich — und mit starkem Erfolge — auch in hochtragischen Rollen veruchte. Daß sie dies dem Räte Tieds und dessen Anleitung verdankte, schmeichelte der Eitelkeit des alten Dramaturgen. Als sein erklärter Liebling ging sie jahrelang in seinem Hause ein und aus. Ihrer scharfen und doch mit liebenswürdigem Humor getränkten Feder verdankt man die eingehendste und offenbar lebenswahrste Schilderung eines der weltberühmten Vorleseabende, zu denen der große Romantiker allwöchentlich einen erlesenen Zuhörerkreis um sich versammelte.

Die „Verschollenen Herzensgeschichten“ erzählen nun weiter von der Zeit, da Karolinen die trüben Erfahrungen der alternden Schauspielerin nicht erspart blieben. Nörgelnde Kritiker, jüngere Rivalinnen traten auf und beraubten sie ihrer liebsten Rollen. Dazu kam ihr vollständiges Zerwürfnis mit Tied und der Tod der geliebten Mutter. Vereinsamt, wie sie sich fühlte, war sie mehr und mehr darauf bedacht, den heißen Brettern einer vorteilhaften Heirat willen Valet zu sagen. Eine Verlobung mit dem schlesischen Landrat Wichura, der kurz vor der Hochzeit als ein Schwindler und Spieler entlarvt ward, zerbrach sich. In der Verzweiflung über diesen abermaligen Fehlschlag beging sie nun den wohl größten und folgenschwersten ihres Lebens, indem sie (1844) ihre Hand dem polnischen Grafen Broel-Plater reichte, der sie schon als halber Knabe zur Zeit ihrer Berliner Triumphe geliebt hatte. Das Leben, das sie nun 33 lange Jahre über an der Seite eines Gatten führte, der als fanatischer Pole seine väterlichen Geldmittel zur Rettung seines unglücklichen Vaterlandes aufwandte, sie selbst dagegen in der Einförmigkeit seiner hoch über dem Zürchersee gelegenen Besitzung Broelberg oft unter der peinlichsten Geldnot leiden ließ, war ihrer lebhaften Künstlernatur schwer erträglich. So schwer, daß sie sogar mit dem verzweifelten Entschlusse rang, zu entfliehen und nochmals zur Bühne zurückzukehren. Die letzten 12 Jahre ihres Lebens erhielten dann durch die Abfassung ihrer Bühnenerinnerungen und den Beifall, der diese bei ihrem Erscheinen über Deutschlands Grenzen hinaus begleitete, für sie selbst wieder Wert und Inhalt.

Karoline starb 1877 nach 24jährigem Leiden. Unmittelbar nach ihrem Tode kündigten die Zeitungen die für die allernächste Zeit bevorstehende Veröffentlichung ihrer nachgelassenen Memoiren „Aus dem intimen Leben“ durch den glücklichen Besitzer, ihren literarischen Berater, den Schriftsteller Arnold Wellmer, an. Der geharnischte Widerspruch gegen dieses Vorhaben, den Graf Plater daraufhin in der „Mugsburger Allg. Zeitung“ erscheinen ließ, blieb ohne Wirkung. Um hierfür Rache zu nehmen, weigerte sich der Graf, an Wellmer die Summe von 3000 Mark auszugeben, die jenem von Karoline brieflich als Lohn für seine Mitarbeit an ihren zu ihren Lebzeiten im Druck erschienenen Schriften zugestanden worden war. Das Befremden des Publikums ob dieser Vorfälle steigerte sich noch, nachdem die geplante Veröffentlichung erfolgt war. Es konnte ja den also unstrittenen Memoiren das Verdienst nicht abgesprochen werden, über gewisse allgemein interessierende, ja nach mancher Seite hin in die Zeitgeschichte hinüberziehende Verhältnisse die wünschenswerteste Klarheit erbracht zu haben. Gleichzeitig aber vernichteten sie so manche Mythe, mit der die Phantasie der alten und neuen Bewunderer Karolines Gestalt umwoben hatte. So vor allem die eine, daß diese dereinst bei ihrer Abreise aus England den Plaz an der Seite des Prinzen, von dem hochherzigen Wunsch beseelt, der glanzvollen Weiterentwicklung des Schicksals des geliebten Mannes nicht hindernd im Wege zu stehen, freiwillig geräumt habe. Daneben noch jene andere, die von dem hervorragenden Stilisten zu erzählen wußte, das der greisen Memoirenschreiberin am Abend ihres Lebens an den romantischen Ufern des Zürchersees, in anregendem Verkehr mit erhabenen Geistern, wie die Wessendonk, Rinkel, Konrad Ferdinand Meyer, beschieden gewesen sei.

Eine von Wellmer schließlich noch aufgestellte Behauptung: daß dem Bunde Karolines mit dem Prinzen Leopold sowohl, wie ihrem späteren mit dem Grafen Plater die kirchliche wie geistliche Weihe gefehlt habe, darf dagegen durchaus in das Reich der Fabel verwiesen werden. Denn das nach dem Erscheinen der Memoiren aus dem intimen Leben vielfach erwartete Dementi der Heirat von Seiten des belgischen Hofes ist ausgeblieben. Und was Graf Plater betrifft, so liegen Schriftstücke

aller Art von seiner Hand vor, in denen er seine langjährige Lebensgefährtin als „meine Frau“ bezeichnet. „Madame la comtesse de Broel-Plater“ — die Inschrift hat er auch dem Denkstein gegeben, unter dem im Hofe des Polenmuseums zu Kapperswyl die sterblichen Überreste der ehemaligen Karoline Bauer zur letzten Ruhe gebettet worden sind.

## Aus alter Zeit

Ein Porträt in Öl von Friedrich dem Siegreichen, das sich seit längerer Zeit unter den Beständen der pfälzischen Ahnengalerie im Kurpfälzischen Museum zu Heidelberg befindet, und dessen Schöpfer bisher noch immer nicht festgestellt werden konnte, ist jetzt als ein Grünewald entdet worden. Koloristisch ist das Bild so schön, daß es hierin alle deutschen Bildnisse um 1500 zu überstrahlen scheint. Das Kurpfälzische Museum hat damit einen neuen Anziehungspunkt von hohem Rang erhalten.

Bei der Herrichtung der Muttergottesstatue, die bisher über dem Portal der Kirche zu Unterschwarzach stand, hat sich herausgestellt, daß dieses Bildwerk einen größeren Kunstwert besitzt, als man ihm äußerlich ansah. Die Statue ist im Übergangsstil romanisch-gotisch (frühgotisch) wohl in der Zeit um 1300 entstanden. Da die frühgotischen Arbeiten nur noch selten zu finden sind, so dürfte diese Statue einen erheblichen Kunstwert haben.

Bei der Herstellung des Plazes bei der Herz Jesu-Kirche in Ettlingen kamen zwei alte Grabsteine zum Vorschein. Der eine trägt folgende Inschrift: „1716, den 27. Apr. ist göttlich entschlafen Otto Krömer, Bürger und Handelsmann alhie. Gott woll ihm gnädig sein! Maria Katarina geb. Schillingerin, dessen hinterlassene Wittib hat diesen Stein errichten lassen.“ Der zweite Stein trägt die Inschrift: „D. Gregorij Mochen Epitaphium ist hiernecht im Capellin und ligt erexambt etliche der Seinen alhie begraben. Anno 1608.“ — Es handelt sich hier also um den Grabstein des markgräflichen Hofrates Gregor Moch.

Durch den bekannten Altertumsforscher Prof. Rebellio, Bilingen, wurde kürzlich bei Sunthausen eine römische Siedlung auf einem Acker entdet. Durch Grabung wurden nur 10 Zentimeter unter der Oberfläche die 70 Zentimeter starken Mauern eines rechteckigen Gebäudes freigelegt, das einen Lehmfußboden hatte und die Ausmaße von 13 auf 25 Meter. Es gehörte offenbar einem römischen Bauern, da Boden- und Wandheizung fehlen. Auch wurden römische Einrichtungsgegenstände gefunden. In der Nähe zieht die alte römische Heerstraße von der Donau bei Geisingen nach Rothweil vorbei.

Bei den Erbarbeiten für das Großkraftwerk Niederschwarzbach sind auf der Fuchsluh Funde aus der vorgeschichtlichen Zeit gemacht worden. Es handelt sich um Knochen (Mammuthzähne usw.), eiserne Pfeilspitzen und Lanzenspitzen. Es wurden auch Reste eines alten Gemäuers aufgedeckt, bei dem es sich um zwei Kalköfen aus der römischen Zeit handelt. In den Öfen befanden sich noch Reste von gebranntem Kalk und Kohlen. Man nimmt an, daß diese Kalköfen zur Zeit Vespasians oder Valentinians zum Bau der späteren großen römischen Grenzbefestigungen am Rhein verwendet wurden und auch mit den römischen Bauten in Augt in Verbindung standen.

## Baugeschichte und Kunst des Bruchsaler Schlosses

In der Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat in Freiburg erscheint (eben in zweiter verbesserter Auflage) das Heimatheft „Das Bruchsaler Schloß“ von Geistl. Rat Dr. Anton Wetterer in Bruchsal. (Verlag C. F. Müller, Karlsruhe.) Das 114 Seiten starke Heft enthält zahlreiche Bilder auf bestem Kunstdruckpapier. Die künstlerischen Lebenswürdigkeiten dieses Schlosses sind in wirkungsvollen Aufnahmen festgehalten. Ebenso ergänzen Wiedergaben nach Originalen das vornehme Bildmaterial. Der Werdegang des Schlosses und seine Bedeutung als wertvolles badisches Kulturdenkmal wird in 5 verständlichen Abschnitten behandelt.

## Ein literarisches Ortsverzeichnis von Baden

Was ist das? wird mancher fragen. Eine Zusammenstellung von Werken der schönen Literatur in Baden nach dem Schauplatz ihrer Geschehnisse, ein ungemein willkommener Führer für Jedermann. Wir verdanken diese höchst interessante und aufschlußreiche „Literarische Topographie“ dem Oberbibliothekar an der Landesbibliothek in Karlsruhe, Professor Dr. W. C. Desterling, der sie im Eckhartjahrbuch 1928 des Landesvereins Badische Heimat, das in diesen Tagen erscheint, veröffentlicht. Verraten sei, um ein Beispiel zu geben, daß Heidelberg im Vergleich mit anderen Städten und deren Umgebung am meisten von Dichtern und Schriftstellern besungen ist, beim Vergleich der Landschaft aber der Schwarzwald weitans an erster Stelle steht. „Der äußere Antrieb“, schreibt Professor Dr. Desterling, „war eine Anfrage aus Amerika, die ein solches Verzeichnis begehrte.“

## Von den Badenern in Venezuela

Einem Bericht über einen Besuch in der Kolonie Lovar (Venezuela), den Franz Otto Koch in „Deutsch-Amerika“, dem wertvollen illustrierten Wochenblatt des „Philadelphia Tageblatts“ bringt, entnehmen wir, daß dort der alemannische Dialekt vom Spanischen bereits in die zweite Linie gedrängt und fast ausschließlich die Sprache des Hauses geworden ist. Frauen und Kinder am häuslichen Herd sprechen immer „badisch“ und sind die einzigen zuverlässigen Träger der sprachlichen Überlieferung, doch ist auch bei ihnen das deutsche Vied schon fast ganz verstummt; im Verkehr unter sich, bei der Tagesarbeit und im Wirtshaus sprechen die Männer das Spanische. Die 50-70-jährigen beherrschen das Deutsche noch durchweg mit der Gewandtheit von Kaiserstühler Bauern, doch ist dies bei den 20-30-jährigen nicht mehr der Fall. Infolge mangelnder Übung ist ein Teil des alemannischen Wortschatzes schon verloren gegangen und gar oft hat man im Gespräch mit den Jungen gehört: „I beschtand Tu nit“.

# Badischer Zentralanzeiger für Beamte

Anzeigebblatt für die sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnisse der Beamten / Beilage zur Karlsruher Zeitung, Badischer Staatsanzeiger  
Organ verschiedener Beamten-Bereinigungen

Nr. 46

Bezug: Erscheint jeden Mittwoch und kann einzeln für 10 Goldpfennig für jede Ausgabe, monatlich für 60 Goldpfennig zuzüglich Porto vom Verlage Karlsruhe i. B.,  
Karlsruherstraße 14, bezogen werden.

16. November 1927

## Beamtentum und Wirtschaft

Ein Vortrag Werner Sombarts über die Produktivität der Beamtenarbeit

Den geistigen Höhepunkt des Mittelalters bilden zweifellos der von dem berühmten Berliner Nationalökonom am 11. September gehaltene tiefgründige Vortrag über Beamtentum und Wirtschaft, der mit unüberlegbaren wissenschaftlichen Argumenten das Märchen von der Unproduktivität der Beamtenarbeit ad absurdum führte. Sombarts Ausführungen, die zum erstenmal eine soziologisch-wissenschaftliche Apologie des Beamtentums erbrachten, sind geeignet, wertvollstes Nützmittel im Kampf des Beamtentums mit den Mächten der Wirtschaft zu bieten und verdienen daher, über den zufälligen Anlaß jener Tagung hinaus festgehalten zu werden.

Zwischen Beamtentum und Wirtschaft, so führte Sombart aus, besteht heute eine Art von Gegensatz, ja von Gegenüber, ein gewisses Spannungsverhältnis, das keineswegs zu allen Zeiten vorhanden war. Es hat Zeitalter gegeben, in denen die Wirtschaft in den Händen der Beamten lag, und Beamte Führer und Leiter der Wirtschaft waren. Zu erinnern ist z. B. an die Zeiten des Altertums, wo etwa in Ägypten die Regulierung des Nilstromes, die Anlage von Karawanenwegen usw. Beamten oblag und diese an die Spitze des wirtschaftlichen Lebens stellten. Es gab auf der anderen Seite aber auch Zeitalter, in denen die Wirtschaft in einer Art von Beamtenverhältnis stand und ihre wirtschaftliche Tätigkeit in ein System von Normen eingliederte, das den Wirtschaftler zum Beamten stempelte. Ein solches Zeitalter war das Mittelalter mit seiner Junkturalfassung, die Zeit des Frühkapitalismus (17. und 18. Jahrhundert). Wirtschaftliche Neuerungen galten damals als Regierungsangelegenheit. Erst im 19. Jahrhundert löst sich das Band zwischen Beamtentum und Wirtschaft, treten Beamtentum und Wirtschaft in jenes gegensätzliche Verhältnis ein. Diese Wandlung erklärt sich durch die Gestaltung der modernen Wirtschaft, die wir als Zeitalter des Hochkapitalismus bezeichnen. Die moderne Wirtschaft wird von zwei Prinzipien gekennzeichnet: 1. das Erwerbsprinzip, das auf größtmögliche Gewinnerzielung gerichtet ist, 2. das Konkurrenzprinzip, wonach jeder soviel gilt als er vermag. Beides sind Machsprinzipien und entspringen der Feststellung, daß von der Größe des Einflusses eines jeden sein Anteil am Produktionsprozeß abhängt. Der moderne Wirtschaftler ist ganz auf sich selbst gestellt, insbesondere hängt auch die Höhe seines Einkommens von den Erfolgen seines Machtkampfes ab. Die Mittel dieses Kampfes sind bekannt: Kundeneinwerbungen, Verdrängung des Gegners usw. Die Ordnung der modernen Wirtschaft ist also eine durchaus naturalistische und das genaue Gegenteil hierzu stellt das Beamtentum dar. Der Beamte ist in ein System von Normen gestellt, auf deren Gestaltung er selbst nur in sehr geringem Umfange Einfluß ausüben vermag. Er kann Petitionen machen, in der Presse agitieren usw.; seiner Dienstverpflichtung gemäß dient er aber nicht sich, sondern dem Gemeinwesen, und erhält dafür sein Entgelt. Sein Einkommen ist nach Normen geregelt, die nicht den Grundgesetzen der Wirtschaft entsprechen. Das normative Prinzip des „standesgemäßen Unterhalts“ ist ein der Wirtschaft fremder Begriff; der Beamte erhält nicht was er verdient, sondern was er erhalten soll, weil er es für seinen Unterhalt braucht. Daraus ergeben sich ganz bestimmte Folgerungen für sein Verhalten, z. B. der Verzicht auf das Streikrecht, wodurch sich der Beamte scharf von allen anderen Arbeitnehmern unterscheidet. Streik entspricht dem modernen Wirtschaftsetriebe, das auf dem Markte die Höhe des Einkommens bestimmt, paßt aber nicht in das Gefüge der Beamtenstellung. Diese verschiedene Einstellung gegenüber dem Einkommensbegriff schafft zwischen dem modernen Wirtschaftsleben und der Beamtenstellung eine tiefe Kluft, Wirtschaft und Beamtentum bedeuten zwei grundsätzliche Bestandteile der modernen Gesellschaft, und dieser Gegensatz wirkt sich psychologisch als Mißgunst, als Unverständnis des einen für den anderen aus. Die Wirtschaftskreise, auch die von ihr abhängige Arbeiterschaft mißgünstig dem Beamten das feste Einkommen, der Beamte wieder mißgünstig dem erfolgreichen Wirtschaftler sein Einkommensniveau, das er nicht erreichen kann.

Dieser Gegensatz zwischen Wirtschaft und Beamtentum findet nun seinen Ausdruck in dem Streit über den Begriff der „Produktivität“, in dem der Kernpunkt des ganzen Gegenstandes zutage tritt. Ist der Beamte produktiv? lautet die in der Gegenwart am häufigsten diskutierte Frage. Bei dieser Erwörterung ist zunächst festzustellen, daß mit dem Begriff der Produktivität wegen seiner Vieldeutigkeit vielfach Unklarheit getrieben wird; er ist nur in der Hand des Geübten verwendbar. Dies liegt daran, daß eine Fülle von Deutungen mit diesem Begriff verbunden ist. Produktivität enthält 1. den Begriff des Schöpferischen, mit der Beimischung der Fülle; 2. denkt er an die Schöpfung von Wertvollem, wobei maßgebend für die Beurteilung die Weltanschauung des ein-

zelnen ist, weil feste Bewertungsnormen für das Wertvolle nicht bestehen, mögen es nun geistige oder materielle Güter sein. Beide Ausdeutungen des Begriffs der Produktivität kommen für unsere Betrachtung nicht in Frage. Vielmehr handelt es sich hier um den Begriff der ökonomischen Produktivität, das heißt um das „notwendig zum Zustandekommen eines Erfolges“, in diesem Falle nämlich des wirtschaftlichen Prozesses. Auch dieser Begriff kann mehrdeutig sein; so erkannte die englische klassische Nationalökonomie als ökonomisch produktiv nur an, was sich unmittelbar auf das Zustandekommen des Wirtschaftsprozesses bezog. Dagegen empörte sich Vissé, indem er die klassische Frage stellte, ob etwa der, welcher Schweine aufzieht, produktiver sei, als derjenige, welcher Menschen aufzieht? Auch hier hängt also die Beurteilung des Problems von der Einstellung des Beurteilers ab: der Handwerker hält den Handel für unproduktiv, die Spezialisten legen lediglich der Handarbeit eine Eigenschaft bei und bestreiten die Produktivität der Arbeit des kapitalistischen Unternehmers. Für unser Urteil maßgebend ist die Zugrundelegung des Wirtschaftssystems, von dem aus wir unser Urteil fällen. Stellen wir uns auf den Standpunkt des bestehenden kapitalistischen Systems, was wir aus realen Gründen nun einmal müssen, so ist auch Handel und Unternehmer produktiv, weil beide zum Zustandekommen des Wirtschaftsprozesses notwendig sind; freilich kann die Beziehung zum Wirtschaftsprozess enger oder weiter, mittelbar oder unmittelbar sein; trotzdem können beide Arten der Tätigkeit als in den Rahmen der ökonomischen Produktivität fallend gewertet werden.

Wie verhält sich nun die Beamtenstellung zu diesem Grade der Produktivität? Hier muß als Tatsache zunächst festgestellt werden, daß ein großer Teil der Beamtenstellung am Gütererzeugungsprozeß beteiligt, also unmittelbar produktiv tätig ist. Dierher gehören die Beamten bei Post und Eisenbahn, Reichsdruckerei usw., die im Reich mehr als 1,2 Millionen gegenüber nur 95 000 in der Soheitsverwaltung ausmachen. Hier ist also die Produktivität augenfällig. Ein anderer Teil der Beamtenstellung ist am Zustandekommen des Wirtschaftsprozesses mittelbar beteiligt; in diesem Sinne produktiv er. ersten Grades sind alle Beamte des Schulwesens, die das Wirtschaftsleben fördern und befruchten, die Professoren an technischen Lehranstalten und Hochschulen, Lehrer usw. Mittelbare Produktivität zweiten Grades liegt bei denjenigen Beamten vor, die das Zustandekommen des Wirtschaftsprozesses ermöglichen, z. B. Richter, Gerichte usw., bei denen also ebenfalls der Begriff „produktiv“ erfüllt ist; mittelbare Produktivität dritten Grades liegt auch bei der Tätigkeit von Meer und Marine vor.

Aber der Begriff der ökonomischen Produktivität ist demnach eng. Er ist im Sinne unserer Betrachtung zum Begriff der sozialen Produktivität zu erweitern, womit die Tätigkeit bezeichnet sei, die zum Zustandekommen des gesellschaftlichen Lebensprozesses nötig ist. Hierbei sind Mitteilungen nach der Wichtigkeit vorzunehmen analog der Bedeutung der Glieder des menschlichen Körpers. Der Mensch würde weiterleben, wenn man ihm einen Arm, ein Bein abnimmt; dagegen kann man ihm nicht Magen, Lunge oder Herz entfernen. Auf derselben Skala dieser Funktionen steht die Tätigkeit des Beamten besonders hoch; der größte Teil der Beamten ist in lebensnotwendigen Betrieben, zum Beispiel der Eisenbahn, beschäftigt, also in einer Tätigkeit die wichtiger ist als Fertigtstellung einer Zahnpasta oder eines Lederbrennapparates. Die Gesellschaft kann nicht leben, wenn etwa die Betriebe der Polizei, der Justiz usw. stöden. Vom Standpunkt also der gebildeten Produktivität aus ist der Beamte im höheren Sinne als der Wirtschaftler produktiv.

Daher ist es ein Phänomen, daß die Produktivität der Beamtenarbeit bestritten wird. Die Aufklärung dieses Phänomens liegt darin, daß mit diesen Begriffen häufig der der quantitativen Produktivität vermischt wird. Diesem Begriff liegt die Bemessung des Verhältnisses von Aufwand zu Erfolg zugrunde, wobei eine Tätigkeit dann als unproduktiv bezeichnet wird, wenn der Aufwand zum Erfolg im Mißverhältnis steht. Man macht der Beamtenstellung eben den Vorwurf, daß ihre Zahl im falschen Verhältnis zu den von ihr herbeigeführten Erfolgen steht. Zweifellos wird dieser Vorwurf in vielen Fällen zutreffen, doch wird hier ein Urteil nur im Einzelfalle möglich sein. Zu wahren ist daher vor leichtfertigen Urteilen, die etwa auf Grund der Berufsstatistik gefällt werden. Gemäß hat an der Gesamtbevölkerung bemessen, eine absolute Steigerung der Beamtenzahl festgestellt; aber auch andere Zweige des Berufslebens weisen ähnliche Steigerungen auf, ohne daß man von einer Überbesetzung spricht. Die Beamtenstellung hat also zugehört, damit wäre aber nicht bewiesen, daß sie zu zahlreich ist. Vielmehr ist ein Teil der Zunahme darin begründet, daß der Aufgabentanz immer komplizierter wird, eine Erfahrung, die auch bei der Wirtschaft zu beobachten ist, ohne daß ohne weiteres auf eine Überbesetzung des Wirtschaftersapparates zu schließen wäre. Diese Betrachtung zeigt, daß es sich hier nicht

auf eine dem Beamtentum eigenständige Erscheinung, sondern um eine Frage der allgemeinen Produktivität handelt, und man könnte, wenn der Beamtenstellung angebliche Überbesetzung zum Vorwurf gemacht wird, an die Wirtschaft die Aufforderung richten, sie solle vor ihrer eigenen Tür lehren.

Professor Sombart schloß seine geistvollen Ausführungen mit einem Ausblick in die Zukunft. Dabei glaubte er eine weitere zahlenmäßige Ausdehnung der Beamtenstellung und damit eine Erhöhung ihres Einflusses voraussehen zu müssen. Zunehmen wird die Zahl der Beamten innerhalb der Wirtschaft und derjenigen, die unmittelbar an dem Produktionsprozeß zu tun haben; damit wird aber auch der Einfluß der Behörden zunehmen, die auf die Wirtschaft Einfluß haben. Die Welt steht in dem Zeichen einer zunehmenden „Verbeamtung“; diese beginnt erst und ist ihr Schicksal. Gemäß können hier Gefahren lauern, die in Mechanisierung, Bürokratisierung, Ausschaltung der persönlichen Initiative zu erblicken wären. Aber auch ein Segen liegt in dieser Entwicklung: wenn nämlich der ideale Geist echten Beamtentums erhalten wird, dessen Wege durch den Dienst an der Gemeinschaft gekennzeichnet ist. Dieser Geist kann die andere Gefahr nämlich des Mammonismus, der von einer Wirtschaft vertreten wird, die ihre Werte verabsolutiert. Es kann ferner Zweifel unterliegen, daß die Wirtschaft der Gegenwart in Auswirkung des Hochkapitalismus des 19. Jahrhunderts einen Ausnahmefall darstellt; sie muß wieder in den Dienst der Gesamtheit gestellt werden und damit zu ihrem natürlichen Standpunkt zurückkehren. Die Beamtenstellung aber wird berufen sein, in diesem Gesundungsprozeß eine Rolle zu spielen; sie wird den Geist der Gemeinschaft zur Herrschaft bringen. So wird es die Beamtenstellung sein, die, statt die Wirtschaft zu töten, sie vom geistigen Tode rettet. An der Beamtenstellung wird die Wirtschaft genesen.

## Stellenzulagen im Entwurf der neuen Reichsbesoldungsordnung

(Schluß)

### Besoldungsgruppe 4 b

#### Reichswehrministerium

Seereschiffungsamtsvorsteher, Kapitän der Remonteamter, soweit nicht in A 3 b, Seereschiffungsamtsvorsteher, Magazinvorsteher bei Werften, Marineverpflegungsamtsvorsteher, Marineunterfunkamtsvorsteher, erhalten eine ruhegehaltfähige und unwiderrufliche Stellenzulage von 700 M; außerdem ein durch den Reichshaushaltsplan zu bestimmender Teil dieser Beamten als Inhaber besonders wichtiger Dienstposten eine weitere ruhegehaltfähige und unwiderrufliche Stellenzulage von 200 M.

### Besoldungsgruppe 10

Oberpostmeister bei den Reichsministerien, beim Reichsmagazin und bei der Reichsschuldenerverwaltung, beim Reichsamt für Reichsversicherungsamt, sowie die Ministerialhausinspektoren bei diesen Stellen erhalten eine ruhegehaltfähige und unwiderrufliche Stellenzulage von 300 M von den Maschinen beim Bildungswesen, bei den Seereschiffungs- und -unterfunkämtern und beim Sanitätswesen erhalten 14 als Inhaber besonders wichtiger Dienstposten eine ruhegehaltfähige und unwiderrufliche Stellenzulage von 200 M und die Amtsbezeichnung „Maschinenmeister“, von den Lagermeistern beim Reichswehrministerium, bei den Seereschiffungs-, -belleidungs- und -unterfunkämtern erhalten 23 als Inhaber besonders wichtiger Dienstposten eine ruhegehaltfähige und unwiderrufliche Stellenzulage von 200 M und die Amtsbezeichnung „Magazinmeister“, von Magazininspektoren bei Werften erhalten 8 als Inhaber besonders wichtiger Dienstposten eine ruhegehaltfähige und unwiderrufliche Stellenzulage von 200 M und die Amtsbezeichnung „Magazinmeister“.

### Besoldungsgruppe 11

Botenmeister, denen mehr als 15 ständige Kräfte im Botendienst unterstellt sind, erhalten eine ruhegehaltfähige und unwiderrufliche Stellenzulage von 150 M. Postinspektoren auf besonders wichtigen Dienstposten im Föderalpostdienst, Geldzufuhrdienst, Bahnpostdienst und Briefverteilungsdienst für Zusteller erhalten eine ruhegehaltfähige und unwiderrufliche Stellenzulage von 150 M und die Amtsbezeichnung „Oberpostinspektoren“. Die am 30. September 1927 im Amte gewesenen Oberpostinspektoren erhalten die Zulage von 150 M in jedem Falle.

## Was der Beamte für Familie u. Haushalt benötigt

**Aretz & Cie.** Inhaber: **A. Fackler**

Kaiserstraße 215 Telefon 219  
Abteilung I: Sämtliche Gummiwaren und Krankenpflegeartikel, Gummiwaren, Damenbed., Hygienische Artikel, Herrenbed.  
Abteilung II: Technische Gummi- und Asbestwaren, Treibriemenlager und Bedarfsartikel für Maschinenbetrieb.  
Großverkauf 831 Kleinverkauf

**Möbel** Speisezimmer  
Herrenzimmer  
Schlafzimmer  
Küchen 672  
einzelne Möbelstücke

in bekannt großer Auswahl im Möbelhaus  
**Maier Weinheimer**  
Karlsruhe Zahlungsvereinfachung, Kronenstr. 32  
Kein Laden, daher billigste Preise

**Karlsruher Lebensversicherungsbank**  
A.-G.  
Versicherungsbestand Sommer 1927  
350 Millionen Mark

Das **Stffhart-Jahrbuch**  
der vielen liebgeordneten Jahresbote für das Badnerland, erscheint zum achten Male. Der Jahrgang 1928 bringt in seiner vorzüglichen Ausstattung wieder wichtige Beiträge und bestes Bildmaterial.  
Der Stffhart 1928 bringt u. a. farbige ein Bildnis von Prof. Dr. Eugen Fischer — Debilderte Läger (Keramiker), Haller (Maler) und Kusterer (Musiker) Würdigungen und ein Kapitel aus einem neuen Roman von Hermann Cris Wuffe.  
Haben Sie ihn schon bestellt?  
Verlag G. Braun in Karlsruhe